

Welling, Stefan (2008). Computerpraxis Jugendlicher und medienpädagogisches Handeln. München: kopaed. 324 S., 19,80 €

Beitrag aus Heft »2009/02: Selbstentblößung und Bloßstellung in den Medien«

„Ich guck halt immer die Websites von den Bands an, die ich gut finde und all so was und auch Sachen für die Schule halt viel machen (.) auch mal so, wenn, nicht unbedingt, wenn ich 'ne Aufgabe gekriegt hab, auch so, weil ich mach ja, ich will ja jetzt Erzieherin werden und halt, mich darüber informieren und über mein Haustier, ich hab 'ne Ratte, da informier' ich mich auch manchmal und all so was“, antwortet die 16-jährige Petra auf die Frage, was sie am Computer im Jugendzentrum mache (S. 185). Früher hat Petra viel geschattet, doch seit ihre Berufsperspektive klarer ist, hat sich ihre Computermedienpraxis verändert. Eine Geschichte von rund 40 Jugendlichen aus dem Buch von Stefan Welling. Den Autor interessiert die Bedeutung der medienpädagogischen Arbeit mit Computern im Lauf der biografischen Entwicklung von Jugendlichen und speziell in Jugendzentren. In acht Jugendzentren einer norddeutschen Stadt wurden 18 Gruppendiskussionen mit Jugendlichen und Pädagoginnen und Pädagogen geführt. Zwei Fragen leiten die Arbeit: Erstens die Frage nach den jugendlichen Computermedienpraxen vor dem Hintergrund von Milieu und Habitus; zweitens die Frage, welche Bedeutung Computer in der Interaktion zwischen Sozialarbeitern und Jugendlichen haben (S. 11 f.) und ob diese intergenerativen Interaktionen medienbildende Bedeutung haben (S. 65). Im umfangreichen empirischen Teil der Arbeit komprimiert Welling die Gruppendiskussionen zu Fallgeschichten mit der Intention einer „detaillierten Rekonstruktion alltäglicher Handlungspraxen bildungsferner Jugendlicher unter besonderer Berücksichtigung der Computermedienpraxen und der diese Praxen begründenden biografischen Orientierungen“ (S. 83). Eines der Jugendhäuser ist Überstadt. Das Haus wird vor allem von Jugendlichen mit Migrationshintergrund als Treffpunkt genutzt, als „Gelegenheitsstruktur“ mit „ausgeprägte(r) Orientierung an spontanen, episodischen und stark körperlich-aktionistisch überformtem Handeln“ (S. 127). Fussball und Tanzen einerseits und das „monologische“ Arbeiten oder Spielen am Computer andererseits stehen aber in einem Widerspruch, allenfalls das Chatten kommt der aktionistischen Praxis entgegen. Es fehlt den Jugendlichen ein berufsbiografischer Orientierungsrahmen. Die Mädchen etwa würden gern etwas lernen, wissen aber nicht, was relevant sein könnte. Die anfangs zitierte Petra gehört zu den eher bildungserfolgreichen Jugendlichen in Ballenberg. Nach einer Phase der Re-Orientierung interessiert sie sich nun für „Sachen, die halt das Leben irgendwie beeinflussen“ (S. 187). Dennoch dominiert auch hier das Jugendzentrum als Möglichkeit zur Gestaltung von Räumen gegenüber den Inhalten der Angebote (S. 187). In drei Fallgeschichten geht Welling der Frage nach den medienpädagogischen Möglichkeiten der Jugendarbeiterinnen und -arbeiter nach. Sie bemühen sich, Anknüpfungspunkte an die Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen zu finden und die Computernutzung in den zweckrationalen Orientierungsrahmen als Arbeitsgerät zu überführen, als einen „positiven Gegenhorizont zur (...) unterhaltend orientierten Nutzung des Mediums“ (S. 226). Dies fällt allerdings aus verschiedenen Gründen schwer, aus Zeit- und Geldmangel sowie aufgrund der schwer herzustellenden Verbindlichkeit (S. 217 ff.), die sich insbesondere bei bildungsferneren Jugendlichen negativ darauf auswirkt, Anschlüsse zu bildungsbiografischen Handlungspraxen zu finden (S. 236). Das „Irritationspotenzial“ (S. 243) der Computerpraxen der Jugendlichen und die Differenzenerfahrungen sind es, die die Pädagoginnen und Pädagogen schließlich dazu führen anzuerkennen, dass es notwendig ist, den biografischen Orientierungen der Jugendlichen Rechnung zu tragen. Jugendliche wollen „etwas Direktes“ oder „Nahes“ miteinander (S. 250), eine kollektive Praxis im Umgang mit Medien, die anschlussfähig zum situativ-aktionistischen Handeln und dem Wunsch nach gemeinsam gestaltbaren Räumen ist. Perspektivübernahme, persönliche

Beziehung und das Interesse aneinander (S. 251) spielen für die produktive Bewältigung der intergenerativen pädagogischen Praxis im Jugendzentrum die zentrale Rolle. Das konsequente Eintauchen in die Bezugssysteme der Peergruppen und eine Fülle von Detailerfahrungen machen die Arbeit anspruchsvoll zu lesen. Dass die Medienpraxen sich kollektiv entwickeln, wird deutlich. Unklar bleibt jedoch, welche Bedeutung entwicklungstypische Orientierungen, Bildungsbenachteiligung und pädagogische Angebote haben. Ob und wie die Medienkompetenz der Pädagoginnen und Pädagogen und ihr Bemühen um Anschlüsse Pfade zu bildungsbiografischen Perspektiven eröffnen können, bleibt fraglich. Welling liefert weder schnelle Antworten, wie man Computer in Jugendzentren einsetzen kann, noch Rezepte, wie bildungsferne Jugendliche mit Computern in außerschulischen Handlungsfeldern an Bildungsprozesse herangeführt werden können. Bei mir bleiben vor allem drei dominierende Aussagen zurück: (1.) wird die Computernutzung der Jugendlichen entwicklungsperspektivisch vor allem dann funktional, wenn sich die bildungsbiografischen Perspektiven positiv verändern, (2.) sind Computer aus der Perspektive der Jugendlichen unter allen sozialpädagogischen Maßnahmen von nachrangiger Bedeutung, und (3.) agieren Sozialarbeiter und Jugendliche in sehr verschiedenen medialen „Orientierungsrahmen“. Die Brücke bildet das Bemühen um Respekt, Beziehung und Verstehen.